



Ralph Skuban

Das Paradies ist ganz anders

*Wahre Geschichten
vom Leben und Sterben*

Aquamarin Verlag

Ralph Skuban

Das Paradies
ist ganz anders

Wahre Geschichten
vom Leben und Sterben

Aquamarin Verlag



1. eBook-Auflage 2020
© Aquamarin Verlag GmbH
Voglherd 1 • D-85567 Grafing

Umschlaggestaltung: Annette Wagner unter Verwendung
von
© Nika Art 130135037 (shutterstock.com)

ISBN 978-3-96861-167-9

Inhalt

- [Über dieses Buch](#)
- [Wer bin ich?](#)
- [Schlüsselmoment](#)
- [Erste Begegnung](#)
- [Vision](#)
- [Koma](#)
- [Schneller Tod](#)
- [Hiobsbotschaften](#)
- [Geist, Demenz und Glück](#)
- [Wir wissen nicht, was wir tun werden](#)
- [Armut](#)
- [Felder der Unendlichkeit](#)
- [Wann darf ich nach Hause?](#)
- [Guten Morgen, schöne Frau!](#)
- [Angst und Licht](#)
- [Katzenschwanz](#)
- [Doppelte Grenzüberschreitung](#)
- [Tunnel](#)
- [Frau Spieglert stirbt jeden Tag aufs Neue](#)
- [Prediger](#)
- [Entsorgungslager](#)
- [In nur einem Satz](#)
- [Heilige Kuh](#)
- [Ausbeutung](#)
- [Das liebe Geld](#)
- [Pflege in Absurdistan](#)
- [Einatmen, ausatmen und sterben](#)
- [Was ist der Mensch? Eine neue Anthropologie](#)
 - [Wie der Mensch über den Menschen denkt](#)
 - [Ein anderes Bild vom Menschen](#)
 - [Leiblichkeit](#)
 - [Bedürftigkeit](#)

- Leidensfähigkeit
- Endlichkeit
- Über die Sinnlosigkeit der Abgrenzung
- Folgen für die Ethik
- Die Grundlagen einer „einfachen“ Ethik

Über dieses Buch

Dieses Buch erzählt wahre Geschichten. Die meisten weisen eine Verbindung zum Tod auf, zur scheinbar äußersten Grenze unseres Seins, einer Grenze, die alles Lebendige seit Äonen schon überschreiten muss – auch Sie und ich. Jeder weiß das, und dennoch will kaum einer es wahrhaben, weil es bloß ein Kopfwissen ist. Etwas im Kopf zu wissen, kann hilfreich sein, doch ist es nicht einmal ein schwacher Abglanz wirklicher Erfahrung. Mit dem Tod und unserer Vorstellung davon scheint es mir so zu sein, wie es ein altes indisches Epos namens Mahabharata in einem bemerkenswerten Dialog zum Ausdruck bringt. Dort tritt die Weisheit in Gestalt eines Kranichs auf und fragt den Krieger Yudhishtira: „Was ist das wundersamste von allen Dingen in der Welt?“ Yudhishtira antwortet: „Dass kein Mensch denkt, er selber könnte sterben, obgleich er doch alle Menschen um sich herum sterben sieht.“

Was mich betrifft, ich habe wirklich viele sterben sehen, aber auch leben. Einige von ihnen waren fröhlicher als viele Gesunde, die ich traf. Die Begegnung mit der Hinfälligkeit des Menschen, seines Körpers und seines Geistes, wurde zum prägenden Moment in meinem Leben: Mein Beruf war es, pflegebedürftige Menschen, überwiegend Demenzkranke, bis zum Tode zu betreuen. Ich führte eine stationäre Pflegeeinrichtung mit dreiunddreißig schwerst pflegebedürftigen, ein Beruf, an den ich mehr oder weniger durch Zufall geriet – falls Zufälle überhaupt existieren.

Ich beobachtete fünfundzwanzig Jahre lang nicht nur jeden Tag aufs Neue, dass Menschen alt werden, dement, krank und schließlich sterben, sah also die Grenzen des Menschseins an sich und das damit verbundene Leid der Pflegebedürftigen wie auch ihrer Angehörigen, sondern ich kam immer wieder auch an meine eigenen Grenzen, an die Grenzen dessen, was ich aushalten konnte. Mein Beruf

verlangte mir ab, Pflege in einem „Pflegesystem“ zu organisieren, in einem System, das bis heute alle Beteiligten in eine kaum vorstellbare Fremdbestimmung führt; in gefühlte Ohnmacht, verlassen von Politikern, die die Kunst des politisch-korrekten Schönsprechs pflegen, inmitten einer Medienlandschaft, die meist mehr die Sensation sucht als nüchterne und wahrhaftige Betrachtung. Ich sah mich kontrolliert von staatlichen Institutionen und ihren bürokratischen Absonderlichkeiten; von Institutionen, welche die Pflege geplant, dokumentiert und verwaltet wissen wollen in einer Weise, die weder sinnstiftend noch machbar ist, sondern deprimierend und ärgerlich. Nach allem, was ich erlebt habe, verstehe ich nur zu gut, warum so viele Menschen im Gesundheitswesen ausbrennen, warum sie ihren Optimismus verlieren, warum ihr Lebenslicht ausbrennt. Ich kam ja selbst an diesen Punkt ... an diese Grenze ...

Die Grenzen der anderen und meine eigenen Grenzen sind die Folie, vor deren Hintergrund sich mein Suchen nach Wahrheit und Sinn entfaltete. Auf meinem akademischen Weg jedoch, den ich neben meinem Beruf ging, fand ich keine Antworten auf die wichtigen Fragen des Lebens. Bestenfalls schien mir die Wissenschaft die Anzahl der Fragen zu erhöhen, die beantwortet werden wollen. So jedenfalls empfand ich das nach meiner Promotion in Politikwissenschaft. All die Jahre des Studierens und Bemühens, all die intellektuellen Traktate. Doch was es bedeuten soll, dass ich mit einer ersten Einatmung mein Leben beginne und es mit einer letzten Ausatmung beende, und wie ich die Zeit dazwischen sinnvoll nutzen könnte oder sollte – darauf fand ich keine Antworten. Es sind Fragen wie diese:

Wo komme ich her?
Warum bin ich hier?
Was soll ich hier tun?

Wo werde ich hingehen, wenn ich sterbe?
Warum existiert so viel Leiden auf der Welt?

Alle diese Fragen ruhen eigentlich auf einer einzigen Grundfrage, die lautet:

Wer bin ich?

Oder, allgemeiner formuliert: Was ist der Mensch? Erst, wenn ich weiß, wer ich bin, kann ich doch wissen, was ich hier tun soll. Sei es nun bewusst oder nicht, unser aller Selbstverständnis – das Bild, das wir uns von uns selber machen – liegt unserem Leben und unserem Handeln zugrunde, alldem, was wir für gut oder schlecht halten, was wir wollen oder nicht wollen.

Dass ich in der Wissenschaft keine Antworten fand, soll kein Vorwurf an sie sein. Die Suche nach Sinn und Glück versteht sie eben nicht als ihren Auftrag. Und so sagt sie uns auch nichts über das Einzige, das wir wirklich haben: unser Leben. Doch wenn man so vielen Menschen begegnet, deren Geist zerfällt und die dem Sterben so nahe sind, einem Sterben, das leider meist nicht der „leichte Abgang“ ist, der schöne Abschied von der Bühne des Lebens, wie ihn uns der alte chinesische Philosoph Zhuangzi empfiehlt, wenn man alles das sieht und mitten drin ist, dann drängt sich die Frage „Wer bin ich?“ übermächtig auf.

Dieses Buch erzählt also wahre Geschichten. Es sind Geschichten vom Leben und vom Sterben. Von Grenzen ganz unterschiedlicher Art, aber auch von Hoffnung und Liebe. Und von der Unsterblichkeit. Jede einzelne Episode ist ein persönliches Schicksal, mit dem ich in Berührung kam, und jede wirft ein Schlaglicht auf die Fragen unserer Existenz: Wer wir sind und was wir hier tun sollen. Einen Versuch, diese Fragen vor dem Hintergrund der hier aufgeschriebenen Erlebnisse zu beantworten, will ich am Ende des Buches wagen. „Was ist der Mensch?“, heißt das letzte Kapitel, das einen Entwurf für eine neue philosophische Anthropologie andeutet – eine Anthropologie, die nicht intellektuellen Ursprungs ist, sondern aus lebendiger Erfahrung gespeist ist, getragen von der

bewussten Anerkennung und Bejahung des Menschen in seiner Zerbrechlichkeit.

Schlüsselmoment

Es gibt Momente im Leben, die alles verändern. In meinem Fall war es ein kurzer Anruf bei der Telefonauskunft vor fünfundzwanzig Jahren. Ich suchte die Nummer eines Pflegeheims in einem kleinen Vorort südlich von München. Meine Mutter hatte mir den Vorschlag gemacht, als Pfleger zu jobben, um etwas Geld zu verdienen und die wenigen Monate zu überbrücken, bis mein Studium an der Universität in München beginnen würde. Ich hatte mich für Musikpädagogik eingeschrieben. Musik war meine große Leidenschaft. Außer Gitarren hatte ich damals kaum etwas im Kopf. Ich schrieb Songs und spielte gleich in mehreren Bands. Ein Beruf, der mit Musik zu tun hatte: Das war die Idee. Doch der Telefonanruf kam dazwischen.

Der Vorschlag meiner Mutter schien so naheliegend, denn die beiden Jahre zuvor hatte ich als Zivildienstleistender in einer Schule für geistig behinderte Kinder und Jugendliche gearbeitet. Dort war ich in der inoffiziell sogenannten „Intensivgruppe“ eingesetzt worden, wo die schwersten Fälle mit geistiger und körperlicher Behinderung betreut wurden. Eigentlich lag die Pflege im Vordergrund, viel weniger die schulische Ausbildung. Lesen, Schreiben und Rechnen würde keines der Kinder jemals erlernen, sie konnten ja kaum sprechen. Es ging um die grundlegenden Dinge des täglichen Lebens: Beaufsichtigung, Hilfe beim Essen und Ausscheiden, einfachste Formen der Beschäftigung und Kommunikation. Da sein.

Die kognitiven Fähigkeiten der Kinder waren verschwindend gering. Da war zum Beispiel Elias, ein kleiner griechischer Junge, geplagt von häufigen und massiven epileptischen Anfällen. Oft schlug er seinen Kopf gegen die Wand. Meist lachte er dabei – Schmerz schien er kaum zu fühlen. Die Ärzte sprachen ihm eine nur kurze

Lebenserwartung zu. Er sollte dennoch viel länger leben, als alle dachten.

Besonders bewegte mich die Geschichte von Peter: Er lag immer auf dem Boden, auf einer weichen Matte. Aus eigener Kraft zu sitzen, war ihm nicht möglich. Nur den Kopf und einen Arm konnte er willkürlich bewegen. Dennoch lachte er viel. Im Gegensatz zu den anderen Kindern der Intensivgruppe war er gesund zur Welt gekommen. Er wurde zusammen mit seinem Bruder und seinem Vater von einem betrunkenen Raser überfahren. Sein Bruder starb bei dem Unfall. Der Vater war fürs Leben gezeichnet; und die Mutter hatte vom Straßenrand aus zusehen müssen.

Natürlich schwebte oft die Frage im Raum, was das für ein Leben war, das diese Kinder lebten. Warum ein Leben wie das ihre überhaupt gelebt werden musste. Oder ob es gelebt werden wollte. Allzu tief schürfte ich damals freilich noch nicht. Es war wie es war: intensiv eben. Da ich bereits diese pflegebedürftigen Kinder betreut hatte, schien der Vorschlag meiner Mutter so naheliegend. Warum nicht für ein paar Monate in einem Pflegeheim arbeiten? Alte statt Kinder. Alte Menschen können ohnehin wie Kinder sein, am anderen Ende der Lebensstrecke zwar, doch irgendwie kindhaft. Junge Kinder, alte Kinder – Kreise, die sich schließen. So kam es also, dass ich die Telefonauskunft anrief. Dann wählte ich jene Telefonnummer, unter der ich mich heute noch selbst melde, wenn jemand anruft – eine Wahl, die die kommenden Jahrzehnte meines Lebens bestimmen sollte.

Erste Begegnung

Herr Kertész war einer der ersten Menschen, die ich pflegte. Er hatte im Leben nichts ausgelassen. Als Wanderarbeiter war er in der ganzen Welt unterwegs gewesen. Geboren in Ungarn, hatte er später lange Zeit in Australien und Deutschland gelebt und gearbeitet. Seine Sprache war ein seltsames Kauderwelsch aus Ungarisch, Englisch und Deutsch. Er war bei klarem Verstand und konnte sehr fordernd sein. Auch verletzend.

Verletzt werden kann man nur von jemandem, der seine Sinne beisammen hat. Verwirrte verletzen uns nicht, selbst wenn sie eine Wuttirade ausleben. Der Verwirrte weiß nicht, was er tut. Wenn wir uns dessen bewusst sind, macht das schon den ganzen Unterschied. Das zeigt, dass die Verletzung in erster Linie in unserem Kopf passiert und eigentlich keine eigene Wirklichkeit besitzt: Sie ist im Grunde eine Illusion.

So schlecht wie es Herrn Kertész ging, mochte es kaum überraschen, dass er meist mürrisch war. Eine Familie hatte er nicht mehr, irgendwo eine Tochter, zu der keine Brücke führte. Seine Frau hatte ihn schon vor Langem verlassen. Sein Körper war ein einziges Bündel aus Schmerz und Verfall. Dabei war er gar nicht so alt, noch keine siebzig. Alkohol und Diabetes ließen ihn erblinden. Von der kaputten Leber war sein Bauch ganz aufgequollen, ein grotesker Anblick, dieser riesige Bauch, glänzend wie ein Fischleib, obwohl die Haut ganz trocken war. Daran hängend dünne Arme und Beine und ein viel zu groß wirkender Kopf. Beide Fersen waren wundgelegt bis aufs Fleisch. Sie wollten trotz aller Bemühungen nicht mehr heilen. Herr Kertész hatte einen Blasenkatheter, der durch die Harnröhre gelegt war, ein Rohr aus Gummi, das durch sein Glied lief. Weiß Gott, warum man den Katheter nicht durch die Bauchdecke gelegt hatte. Vielleicht war das damals, Ende der Achtzigerjahre,

noch nicht gebräuchlich in der Medizin. Wenn der Gummischlauch durch die Harnröhre gelegt ist, dann ist er ewig störend und belastend. Jeden Morgen sammelte sich eine gelb-klebrige Masse am Harnröhreneingang, der sich nur schwer reinigen ließ – jeden Tag aufs Neue die Quälerei. Oft blutete er.

Alle zwei, drei Monate kam ein Urologe, um den Katheter zu wechseln. Stunden vorher schon bekam Herr Kertész Schmerzmedikamente. Er brüllte dennoch jedes Mal. Als Mann braucht man nicht viel Vorstellungskraft, um nachzufühlen, wie es wohl sein mag, wenn ein Schlauch vom Umfang eines dicken Strohalms durch eine entzündete Harnröhre gezogen und ein neuer eingeführt wird. Bei Herrn Kertész war es immer eine blutige und schmerzhafteste Prozedur. Er brüllte: „Joi, joi, joi!“ Man hörte es im ganzen Haus. „Joi, joi, joi!“ Ich hasste den Urologen.

Herr Kertész konnte sehr wählerisch sein, wenn es um sein Essen ging. Und er tat sich schwer mit dem Kauen, das Gebiss saß wegen des Knochenabbaus im Kiefer nicht mehr gut. Es war eigentlich viel zu groß für ihn, und es klapperte, wenn er kaute. Doch Essen war das, was ihm noch am meisten Freude machte. Welche Optionen hatte er auch sonst? Man musste ihm das Essen eingeben, seine Hände konnte er kaum noch benutzen.

Statt „eingeben“ würde ich viel lieber „füttern“ sagen, doch diesen Begriff ächtete man in der Pflegebranche irgendwann. Er gilt heute sozusagen als politisch-inkorrekt, weil es heißt, er sei mit der Würde des Erwachsenen nicht vereinbar. Ich habe nie verstanden, warum die Würde eines Erwachsenen beschädigt werden sollte, wenn man „füttern“ sagt, die eines Kleinkinds aber nicht. Heutzutage also gibt man das Essen ein. „Eingabe“ – das erinnert mich an einen Automaten. Oder an eine Computertastatur. An einen Antrag beim Bauamt. Ein technokratischer Begriff. Der passt gut in die Landschaft, denn kalt, bürokratisch und technokratisch ist die Welt der Pflege schon seit Langem.